



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Brües, Otto: Das Kriegserlebnis

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Das Kriegserlebnis

Von Otto Brües

Das Wagnis, auf zwei Seiten übers Kriegserlebnis zu berichten, ist nur mit dem Hinweis möglich, wie sehr diese Sätze als Abkürzung genommen sein wollen. In dem Strudel des Herzens, der uns von der Prima in die Notjahre hineinriß, schlugen, nicht immer von den Wellen der Liebe zum Vaterland unterschieden, mächtig die Bogen der Abenteuerlust. Von hier aus kamen die ersten bestimmenden Eindrücke: das Leben des Schülers vor dem Kriege floß sanft und glatt dahin. Je nach der Neigung schlugen sich die einen zum Wandervogel, die andern zum Sport, wieder andere — wir wollen sie nicht unterschätzen — stürzten sich in den Wirbel der Großstadt. Aber wo wäre, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ein Kampf auf Leben und Tod gewesen? Der war nun da, und mit ihm für die, die hinauszogen, eine unendliche Erweiterung nicht nur des Gemeinschaftserlebens, sondern zunächst einmal des persönlichen Daseins. Wir selbst werden — und so einsam bleiben wir immerhin, daß wir nur mit eigenen Augen sehen, mit eigenem Ohr hören, außer wenigen Stunden der Liebe und Freundschaft — mir selbst werden da drei Tage eines Kriegswinters unvergeßlich sein. An einem Samstag früh stand ich auf dem Zugposten eines Infanteriebataillons vor der Zèle de France, als mir ein Kamerad, durch die gefährvolle Sappe rennend, den Urlaubsschein brachte; am Sonntag früh stapfte ich schon durch die Straßen meiner Heimatstadt und war bei den Meinen; am Montag mittag begrub ich den besten Freund, dessen Leichnam sie von der Front geholt hatten, und sah noch am gleichen Abend eine andere Hoffnung zusammenbrechen; solch eine Steigerung des Daseins im jähen Wechsel von Not und Geborgenheit, Leid und Freude erlebten wir alle wohl zum ersten Male und ernteten für uns ein Lebensgefühl, wie wir es nie für möglich gehalten hätten. Ich glaube nicht — und damit schreitet die Betrachtung schon vom Ich zum Erlebnis der Gemeinschaft fort — daß der Krieg, der das Schwarze dunkler, das Helle lichter machte, uns andere Entscheidungen auferlegt hat, als sie das Leben sonst gebracht hätte; aber es trug sie schneller, härter und schärfer an uns heran.

Von hier aus zum Erlebnis der Gemeinschaft war nur ein kurzer Schritt. Der wunderbare, wesenfremde Menschen zusammenschmelzende Feuerstrom und der große Atem der Einheit sollen unvergessen sein. Doch war es so bitter, als wir dann erleben mußten, daß dem großen Ziel der Volkwerdung der Beharrungswille der Masse entgegenstand, daß Volk und Masse mit der Zeit sich deutlich schieden. Was halfen Begeisterung und Führerkraft, was Zähnezusammenbeißen und Freudigkeit? Aber nicht das ist mir das Schmerzlichste gewesen, sondern die falsche Schichtung des Führertums. Da hat sich mir ein Augenblick ägend in die Erinnerung hineingefressen. Ich war Vizefeldwebel, war Zugführer geworden und sollte zum ersten Male eine völlig fremde Kompanie vorexerzieren. Viele alte Leute, die mir hätten Vater sein können, standen im Glied. Da sprach ich denn vorher einige, wie ich glaube, frische Worte; sie möchten sich Mühe geben, damit wir schnell und reibungslos fertig würden, sie sollten nicht in jeder Jugend ein Hindernis des Führertums sehen, sie sollten an die Aufgabe denken, vor der alle Unterschiede des Alters und der privaten Denkweise zusammenbrächen. Ich fühlte, wie ich die Herzen gewann — stets gab ich auch in der Kompanie den Gesangunterricht, und das war der schwerste — und sah die

Bewegungen des Exerzierens rasch und sauber ausgeführt. Ein alter Soldat, Leutnant der Landwehr, kam zu mir, gab mir anerkennend die Hand und sprach: „Nur so weiter!“, als mir die scharfe Stimme eines Oberleutnants, der übrigens seinem Zivilerberuf nach als Oberlehrer Volkserzieher hätte sein müssen, ins Ohr gelte und mich heranrief. „Alles schön und gut, Feldwebel, aber sie sollen kein unnötig Wort sprechen, sollen eiskalt, eiskalt sein und Distanz wahren.“ An diesem verfluchten Distanz wahren ist das Heer zugrunde gegangen, hier konnte jeder Hebel der Kritik ansetzen und so unheilvoll wirken, wie wir's erlitten haben. An diesen falschen Führergeist knüpften sich, Glied um Glied, die zersekenden Gewalten — und so ist mir denn dies das wesenhafteste Kriegserlebnis geblieben, daß es darauf ankommt, eine neue Führerschaft zu bilden.

In anderen Dingen ist's mir und manchem meiner Freunde besonders seltsam gegangen. Es ist sicherlich notwendig, daß man sich damit auseinandersetzt, ob das Grauen der Schlacht — (angstfrei ist keiner gewesen!) — und der Krieg überhaupt zu rechtfertigen sind; aber diese Kämpfe haben wir erst durchlitten, als wir wieder daheim waren. Gewiß hab' ich unter Wandervögeln und Freideutschen und mit den prachtvollen Wuppertaler Eigenbröttern in meiner Kompanie in Stunden der Ruhe, im Graben oder in den Barackenlagern wie Jakob mit dem Engel gerungen um die Idee der Volkwerdung, wir haben, wie der Kriegsfreiwillige Richard Dehmel, „zwischen Volk und Menschheit“ gestanden und uns, immer mit dem Gewehr in der Hand, den schönen Wunschbildern ewigen Friedens nicht ver sagt; konnten wir denn wissen, daß einmal deutsche Volksboien unterschreiben würden, wir hätten die alleinige Schuld an Kriege? Wir dachten halt, wenn wir wieder zu Hause wären, dürften wir wohl solche Fragen zu Ende denken; vorher sei es nicht gut. Und wie wir damals, die Waffen in der Hand, nicht daran dachten, sie wegzulegen, sollen wir heute, wo sie uns aus der Hand geschlagen sind, nicht daran denken, sie wieder zu ergreifen. Es ist mir eine bittere Überzeugung, die darum nicht an Kraft verliert, weil sie sicherlich verallgemeinert, daß keiner von der materialistischen Generation, die vor dem Kriege in Deutschland geradezu gewütet hat, und nur wenige von der neuen deutschen Jugend, die der mutige Schriftleiter dieser Zeitschrift schon so nah und groß sieht, die reine Hand hat, eine reine Waffe zu ergreifen. Wir sind alle angegriffen vom Pesthauch einer Zeit, die den Menschen zur Maschine macht und werden dadurch sünnen, daß wir, wie Moses, ewig vor dem gelobten Land stehen bleiben und erst für die Enkel erhoffen dürfen, was wir selber haben möchten: ein Vaterland, das jeder seiner Söhne inbrünstig so nennt; eine Gemeinschaft, in der nicht Standesvorurteile und Klassendünkel entscheiden, sondern der Herzensbeitrag an der allgemeinen Sache; eine Führerschaft, die, indem sie schon in kleinen Verhältnissen Idee und Wirklichkeit reinen Herzens auszuwägen versteht, dem großen königlichen Führer die Bahn bereitet; eine Verfassung, die, vielleicht weil sie ungeschrieben und darum ewig gültig bleibt, der Wirtschaft und der Politik die würdigen Stellen dienender Kräfte anweisen wird, um den Herrscherplatz den Gewalten des deutschen Gemütes anzuweisen. Das soll alle durchleuchten und die Werke eigenwüchsiger Kunst erschaffen, an denen unsere Enkel ablesen werden, wie grauenhafte Not, (vom ewigen Leid der Welt abgesehen), sieghafte Freude gearbar.

Der Kämpfer in zeitlos grauer Tracht wird den Enkeln das Bild des ewigen deutschen Menschen sein, der, zum Selbstopfer bereit wie Christus und zum Kampf bereit wie die heidnisch-germanischen Göttergestalten, die unabänderliche Wesensmischung unseres Volkes darstellt.